

Dana Vowinckel

Gewässer im Ziplock

Suhrkamp

Roman

suhrkamp taschenbuch 5444

Ein Sommer zwischen Berlin, Chicago und Jerusalem. Wie jedes Jahr verbringt die fünfzehnjährige Margarita ihre Ferien bei den Großeltern in den USA. Doch sie hat Heimweh, nach ihren Freunden und ihrem Vater, der in einer Berliner Synagoge die Gebete leitet. Die Mutter hat die beiden verlassen, als Margarita zwei Jahre alt war. Höchste Zeit, beschließt der Familienrat, dass sie einander besser kennenlernen. Und so wird Margarita in ein Flugzeug nach Israel gesetzt, wo ihre Mutter seit Kurzem lebt. Gleich nach der Ankunft geht alles schief, die Reise durchs Heilige Land reißt alte und neue Wunden auf, Konflikte eskalieren. Da müssen sie schon wieder zurück nach Chicago, wo sich alle um das Krankenbett der Großmutter versammeln und Margarita eine Entscheidung treffen muss.

Dana Vowinckel
Gewässer im Ziplock
Roman

Suhrkamp

Ein Glossar zum Buch finden Sie auf
www.suhrkamp.de/gewaesserimziplock



Erste Auflage 2024

suhrkamp taschenbuch 5444

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Anzinger und Rasp, München

Umschlagabbildung: Wolfgang Tillmans, Tag/Nacht, 2009,

Courtesy Galerie Buchholz

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47444-0

www.suhrkamp.de

Gewässer im Ziplock

Norman Golb sel. A.

Einmal war er noch für Kiddusch geblieben, ein großes Abendessen nach dem Gebet am Freitagabend. Sie hatten ihn überreden müssen. Er hatte am Kopfende gesessen, der Raum war völlig überfüllt, kaum genug Stühle für alle. Er hatte gesagt, dann wäre es wohl besser, gleich zu gehen, aber sie wollten, dass er blieb und am Kopfende saß, bei den Gabbaim. Sie hatten ihn beobachtet, dabei, wie er beim ersten angebotenen Wodka nickte, danach aber dankend ablehnte, wie er sorgfältig mit dem Plastikmesser und der Plastikgabel das Essen zerschnitt. Er sah ein bisschen zu groß aus für den Stuhl, auf dem er saß.

Es hatte drei Gänge gegeben: Hummus und Salat, dann etwas mit Curry, dann Kuchen, alles vom koscheren Catering. Das Gemüse schien ihm besonders gut zu schmecken, er nahm sich zweimal.

Er hatte höflich gelacht, wenn jemand etwas Lustiges sagte, und Fragen nicht ein-, aber auch nicht vielsilbig beantwortet. Sie wussten nun, er wohnte in Prenzlauer Berg, schon lange in derselben Wohnung, deswegen war sie weiterhin günstig, ja, es war schlimm mit den Mietpreisen in Berlin, er hatte Glück gehabt. Sie fragten ihn, wo er vorher gewohnt habe, und er antwortete Hannover, dabei wussten sie doch um seinen Akzent.

Sie hatten versucht, mit ihm über den Zentralrat zu lästern, aber er hatte anscheinend keine Probleme mit dem Zentralrat.

Von Nahem sah er müde aus.

Er ging noch vor dem Tischgebet, verabschiedete, bedankte sich, nickte nochmal allen zu, wünschte einen friedlichen Schabbes.

Danach waren sie sich einig, dass er spannend war, der Kantor, freundlich, und die schönste Stimme von allen hatte er.

Sie fragten sich, ob er einsam war, dort, wohin er zurückging.

Ob dort jemand wartete. Er trug keinen Ring, aber was bedeutete das schon, es trugen weniger Leute Ringe, als es Leute gab, die einsam waren.

*

Am lautesten war es immer direkt vor dem Gebet. Um 19:03 Uhr begann es im Sommer, 18:03 Uhr im Winter, manchmal 19:07 Uhr, 18:07 Uhr. Auf die Minute genau fünf Minuten vor der vollen Stunde trat er durch die Sicherheitsschleuse, die Kerzen mussten noch gezündet werden, das machte eine Frau, die nicht auf die Uhr schauen musste, ob es Zeit war, sie wusste es, sobald er hereinkam. Er nickte dann höflich und trat an die Bima, lauschte den Nachrichten von Kindern, die geboren wurden, von Partnern, die mitgebracht wurden, von Belanglosem und Belangvollem, von Rezepten, von Tod und von Leben. Das Gerede wurde immer lauter, je später nach der vollen Stunde, desto lauter wurden die Leute, als gelte es, das Gebet, für das sie gekommen waren, zu verhindern. In Ausnahmefällen musste gewartet werden, dass es genug Männer gab. Zehn brauchte man, um ein Gebet zu halten. Während der Pandemie kamen wenige, aus Angst, aus Respekt, die, die kamen, mussten Masken tragen und sich in Listen einschreiben. Es wurde viel gestritten, ob man nicht auch die Frauen zählen sollte, besonders in diesen Zeiten, aber bis heute setzten sich ein paar der Alten durch, der Männer, die wollten, dass die Dinge blieben, wie sie waren, und so machte er es mit und mischte sich nicht ein. Er wurde bezahlt für seine Stimme, für das Aufbrechen des Geschnatters, für das Leiten des Gesangs, nicht für seine Meinung zu kleinpolitischen Fragen. Vielleicht auch zu großpolitischen.

Wenn er das erste Mal an diesem Schabbat tief Luft holte, dann würde es noch keiner hören können, auch er selbst nicht.

Die ersten Worte des ersten Liedes würden noch untergehen, und dann, stellte er sich vor, würden hinter seinem Rücken ein paar Besucher langsamer atmen und denken: Jetzt ist Ruhe, jetzt ist Pause. Die erste Strophe sang er noch allein, ab der zweiten gemeinsam mit den Sopranen in den Frauenreihen, die sich Mühe gaben. Wenn er sich zu ihnen umdrehte, könnte er ein schüchternes Lächeln sehen, und jemand würde schief miteinstimmen, weil es so schön war. »Jedid Nefesch«, sang er, »Geliebter meiner Seele, barmherziger Vater, ziehe Deinen Diener zu Deinem Willen, dass er zu Dir hinlaufe wie die Gazelle, niederfallend angesichts Deiner Pracht, Deine Freundschaft sei ihm angenehmer als Honig und alle Köstlichkeiten.« Sein Verhältnis zu Gott war nie so friedlich wie dann, wenn er an ihn dachte als Freund, als Begleiter seiner Stimme, ruhig und sanft. Während er sang, tröpften weiter die Beter herein, suchten sich ihre Reihen aus, neben ihren Freunden, ihren Eltern und Geliebten, nickten und blinzelten, signalisierten so: Es ist Schabbat. Er sang ihnen die Ruhe herbei. Es war sein liebster Moment, wenn auch nicht die schönste Melodie oder die poetischste Pijut. Man stellte die Schuhe ab nach einem langen Spaziergang und hielt die Hände an ein Glas warme Milch mit Honig. Am Ende des Liedes waren alle ganz still. Das Gebet konnte beginnen.

*

Im Joghurt schwammen kleine Stückchen von etwas, das mal eine Kirsche gewesen sein sollte. Sie hasste das. Zuhause musste sie nie essen, was ihr nicht schmeckte. Fast alles schmeckte ihr, aber die Stückchen im Joghurt hasste sie. Ihre Wangen wurden wieder heiß vor Heimweh, vor Sehnsucht nach einem Ort, an dem ihr so etwas nie aufgetischt würde, an dem es morgens mal Pfeffermakrele gab, mal den besten, cremigsten Feta vom Markt,

mal Müsli mit vielen Nüssen. Rohe Zwiebeln auf Lachs und Frischkäse am Wochenende.

Erwartungsvoll schauten sie ein Paar Augen an. Sie zwang ihr Gesicht zu einem Lächeln. »Thank you«, hörte sie sich sagen, »yummy.« »Yummy« war ein Wort für Kinder, aber ihre Großmutter dachte schließlich, Margarita wäre eins. Sie trug bereits ihre Uniform: eine weiße, gestärkte Bluse mit Perlenknöpfen und eine Leggings, die am Hintern herunterhing, die *Haushose*, in der sie auch zum Bäcker und zum Fleischer ging, nicht aber zum Supermarkt und ins Restaurant, dafür war die *Draußenhose* da, eine schwarze Stoffhose.

»Rita«, sagte ihre Großmutter, »why haven't you gotten dressed yet?«

Ihr Kopf wurde noch heißer. Die Großeltern lebten in einem Haus im Universitätsviertel auf der South Side von Chicago, das dreimal so groß war wie die Wohnung in Berlin und mindestens dreimal so still. Grandma biss jedes Mal, wenn sie Joghurt zum Mund führte, auf den Löffel. Man hörte nur das Surren des Deckenventilators und das Krachen von Zähnen auf dem Silber. Dass sie sich noch keine Ecke abgeschlagen hatte, in all den Jahren. Margarita fragte sich, ob sich auch ihre Mutter davor geekelt hatte, als sie als Fünfzehnjährige am selben Tisch und vom selben Besteck gegessen hatte. Oder ob sie es nicht wahrgenommen hatte, ob sie womöglich auch auf den Löffel biss, wenn sie Joghurt aß. Vielleicht hatte auch ihre Mutter das Eis, das es manchmal zum Nachtschiff gab, gekaut, anstatt es zu schlecken, vielleicht konnte man, wenn sie ein Sandwich aß, das Innere ihres Mundes sehen. Sehen, wie sich der Salat mit dem Käse, dem Weißbrot, den sauren Gurken zu einem Brei vermischte.

Margarita löffelte schneller. Kratzte sorgfältig das Glasschälchen aus und sagte: »I need to go to the bathroom.« Das Bad war ihr Zufluchtsort in diesen Wochen. Meist duschte sie abends,

bis das Heißwasser ausging, um sich vor dem Abendprogramm zu drücken und danach behaupten zu können, sie sei so furchtbar müde, sie müsse ins Bett. Sie nahm Bäder, obwohl draußen 35 Grad waren. Sie bekam Blasenentzündungen, weil sie so oft aufs Klo ging.

Nur wenn die Großeltern schon schliefen und sie leise nach Berlin telefonieren konnte, ging sie weniger häufig ins Bad. An schlechten Tagen bettelte sie ihren Vater an, sie nach Hause zu lassen, sie zu holen, drohte, wenn sie zurück in Berlin wäre, kein Wort mehr mit ihm zu sprechen, nie wieder. Er schwieg, manchmal summte er zur Beruhigung die immer gleichen Melodien.

Woher all der Schmerz kam, wusste er nicht. Er wusste um die Umstände, um das Heimweh, das ja, aber er wusste nichts von Nico. Von Nico wusste niemand außer Anna. Manchmal fragte sie sich, ob sie selbst um ihn wusste, wenn sie abends auf ihr Handy starrte, wenn sie, um einschlafen zu können, die Hand in die Unterhose schob und an das dachte, was passiert war. Jeden Morgen klopfte ihr Herz, bevor sie das Telefon anstellte, auf das grüne Symbol tippte, neue Nachrichten empfing, nie aber eine von ihm. Manchmal, wenn sie sich selbst richtig wehtun wollte, stellte sie sich vor, wie Anna ihn küsste. Obwohl sie wusste, dass das nie geschehen würde, weil Anna zu ihr hielt. Dennoch malte sie es sich immer wieder aus, während sie auf dem geschlossenen Toilettendeckel saß und die Zeit abwartete, die die Großmutter dafür brauchen würde, den Joghurt zu essen.

Sie dachte daran, was Nico bei ihrem letzten Treffen gesagt hatte. Margarita hatte mit ihrem Vater telefonieren müssen, weil der sich Sorgen machte, wenn sie unterwegs war. Danach hatte Nico sie gefragt, was das gerade für eine Sprache gewesen sei. »Hebräisch«, antwortete sie.

»Kraß«, sagte er. »Aber du bist jetzt nicht so eine Zionistin, oder?«

Sie hatte noch nie darüber nachgedacht. Sie hatten in der Schule viel darüber gesprochen, wie unwahrscheinlich ihre eigene Existenz war, darüber, wie der Staat gegründet worden war und warum Israel nun ein Zufluchtsort war für Juden weltweit, hatten über die Palästinenser gesprochen und über Terrorismus.

»Mein Papa kommt von dort. Deswegen. Ist auch ganz cool, wie so eine Geheimsprache.«

»Trotzdem so ne Sache, Kolonialismus und die ganze Scheiße, ne«, hatte Nico geantwortet, und sie hatte genickt, weil sie nicht wusste, wie sie anderer Meinung sein sollte, wenn sie gar keine hatte. Dann hatten sie das Thema gewechselt. Es hatte sich ein bisschen angefühlt wie ein Verrat, doch sie wusste nicht, an wem. An ihrem Vater vielleicht, aber den verriet sie ohnehin, indem sie sich mit Nico traf und ihm nichts davon erzählte.

Grandma hatte ihren Joghurt aufgegessen, als Margarita sich zurück an den Esstisch setzte. Sie lächelte sie an, und Margarita schämte sich dafür, vorher einfach weggelaufen zu sein. Die brüllende Hitze des Vormittags fand langsam ihren Weg in die Küche. Margarita schob die Tür zur Terrasse zu und ließ die Jalousie herunter, damit die Klimaanlage funktionierte. Vor ein paar Wochen hatte sie sich bei Fridays for Future heiser gebrüllt. Jetzt machte sie nicht mal nachts die Kühlung in ihrem Zimmer aus. Stattdessen schlief sie unter einer dicken Decke, weil sie sonst fror.

*

Jedes Jahr nach Margaritas Abflug deckte er die Matratze auf dem Hochbett mit einem eigens dafür gekauften Tuch ab, wegen des Staubs. Dann schloss er die Tür zu ihrem Zimmer und ging nur hinein, wenn er abends mit ihr telefonierte, saß auf dem Sessel, in dem er ihr stundenlang vorgelesen hatte, hörte ihrer fernen Stimme beim Erzählen zu. Dabei starrte er auf das Regal

gegenüber, liebevoll befüllt von ihm und seinen wenigen Freunden, die Margarita, als sie klein war, zu jeder Gelegenheit Bücher gebracht hatten. Sie alle wussten, wie stolz er darauf war, dass sie früh begonnen hatte mit dem Lesen. Bitterernst entzifferte sie Wort für Wort. Margarita, die kleine Erwachsene, hatte er sie immer genannt, wenn sie mit wichtigem Blick ganze Sätze las, weit bevor andere Kinder in ihrem Umfeld ihren Namen schreiben konnten. Er musste lächeln, wenn er daran dachte. Tage, an denen er sie nicht beschäftigen konnte, wenn nichts Interessantes passierte, hatte Margarita kaum ertragen. Einmal hatte er sie mit seinem Schlüsselbund und seinem Portemonnaie in der Hand, die kleinen Gummistiefel schon an den Füßen, im Flur gefunden. Sie hatte gesagt, sie würde sich einen Apfelsaft kaufen gehen, sie hätten keinen mehr. Den Supermarkt würde sie schon finden. Er hatte geantwortet, es sei aber Schabbat. Das leuchtete ihr ein.

Manchmal nahm er eines seiner liebsten Vorlesebücher heraus, mal die Geschichte von Findus und Pettersson und dem Feuerwerk, die ihr so gefallen hatte, mal das über den einsamen Bären auf dem Spielplatz, mit der didaktischen Botschaft, niemanden auszugrenzen. Die brauchte Margarita nie, lange war sie eher selbst ausgegrenzt worden, schulterte das schüchtern und las weiter, bis sie, nach dem Wechsel von der Grundschule um die Ecke auf das Jüdische Gymnasium, eine kleine Gruppe enger Freundinnen fand, die sie selten mit nach Hause brachte. Er wusste, dass es das Alter war, in dem man sich für alles schämte, aber trotzdem, manchmal wünschte er sich, sie würde sie öfter einladen. Er könnte ihnen Pizza zum selber Belegen hinstellen und sie vor den Fernseher setzen, sie kichern hören, er wäre Margarita peinlich, aber das wäre in Ordnung, weil sie trotzdem glücklich war.

Es beruhigte ihn, dass sie ihn so furchtbar vermisste. Die Wochen, die sie in Chicago war, verbrachte er in einem Zwiespalt,

ob er sie beim Wort nehmen und ihr den nächsten Flug heimwärts buchen oder ob er sich selbst sagen sollte: Sie meint es nicht so, es geht vorbei.

In diesem Sommer war Berlin kalt, ein Juli voller diesiger Tage. Auf dem Weg zur Synagoge dachte er an die Hitze von Jerusalem, an die vielen Schuhe, deren Sohlen er dort durchgelaufen hatte. Die Strecke kam ihm kurz vor, wenn er an Israel dachte. Diese Woche war er für das Abendgebet eingeteilt, und an Tagen, an denen er Zeit hatte, ging er gern zu Fuß. Früher hatte er in den Minuten, bevor er aufbrach, alles auf die Warmhalteplatte gestellt, die den ganzen Schabbat lief, den Wasserkocher angemacht, hatte manchmal sogar Challah gebacken, damit alles bereitstand, wenn er nach Hause kam. Seit einigen Jahren konnte Margarita allein bleiben, während er singen ging. Nach seiner Rückkehr sang er noch einmal, diesmal für sie beide. Sobald sie es konnte, zündete Margarita mit einem Streichholz die Kerzen und sagte das Gebet. Nach dem Essen spielten sie Monopoly. Er verlor, weil er sein Geld zu schnell ausgab und alles verpfänden musste, während Margarita still Miete von ihm einnahm. Sie war meist so müde von der Schulwoche, dass sie abends beinahe über dem Spielbrett einschlief.

An den langen Sommertagen, an denen sie nicht da war, kehrte eine ungewohnte, aber angenehme Ruhe ein. Abseits der Ferien gab er einmal wöchentlich Bar-Mizwa-Unterricht, der in der Regel vor allem daraus bestand, die jungen Menschen auf das Lesen ihres Tora-Abschnitts und der Haftara vorzubereiten. Die angehenden Rabbiner und Rabbinerinnen, Kantoren und Kantorinnen, die er zusätzlich unterrichtete, waren jetzt alle auf Jeshiwot verteilt in Israel, um die Tora zu studieren. Also konnte er ausschlafen und weniger einkaufen, morgens die Zeitung lesen und lange Spaziergänge durch Berlin machen. Gleichzeitig waren diese Tage herb, wie eine Vorbereitung darauf, dass Mar-

garita in ein paar Jahren überhaupt nicht mehr da wäre, dass sie, wenn es nach ihr ging, irgendwo in Süddeutschland Medizin studieren und ihn nur in den Semesterferien besuchen würde. Ihre Freundin Anna hatte sie im Frühling zu ihren Großeltern am Bodensee mitgenommen, und nun schien sie zu denken, es gäbe Orte, die im Winter nicht traurig waren. Das Tuch würde dann das ganze Jahr auf dem Bett liegen.

Auch er hatte Jeschiwa-Aufenthalte hinter sich. Der letzte war zwei Jahre vor Margaritas Geburt gewesen. Als Gemeindegantor sang er zudem bei Hochzeiten, Beerdigungen und Gedenktagen, doch die Menschen starben meistens im Winter, und auch die Gedenktage lagen im Dunkeln. Dazu musste man sich in jedem Berliner Straßenzug das Böse vorstellen können. Im Frühling und Sommer wurde niemandem aufgebürdet, das schöne Wetter an Traurigkeit zu verschwenden. Am 27. Mai wollte man lieber die ersten Bahnen im Prinzenbad ziehen, als Stolpersteine zu putzen. Und Hochzeiten hatte es in diesem Sommer keine gegeben. Nur Scheidungen, aber da wurde nicht gesungen.

Der von der Gemeinde beauftragte Sicherheitsmann, der jede Woche vor der Synagoge stand, neben den Polizisten, denen man seit Jom Kippur vor einigen Jahren nicht mehr traute, nickte ihm bereits von Weitem zu. Er gab seine Aktentasche im kleinen Sicherheitsraum ab. Darin befanden sich sein Organspendeausweis, sein Pass, eine Notfall-Kreditkarte, die er noch nie gebraucht hatte, sein Telefon und ein Foto von Margarita.

Es begann. Kerzenzünden, Jedid Nefesch, ein paar Psalmen. Während der Psalmen, die er leise, fast lautlos betete, gingen die Gespräche wieder los. Manchmal waren sie so wenige, dass kaum geflüstert wurde, sondern gelauscht, mitgebetet. Wenn es zu laut war, wenn das Kindergeschrei ihn doch ablenkte, dann hob er die Arme zu einer beschwichtigenden Geste. Aus irgendeinem Grund schienen ihn auch die Kinder zu respektieren, die durch

die Reihen der Synagoge wackelten. Sie konnten es nicht sehen, denn er stand mit dem Rücken zu ihnen, doch er lächelte, wenn sie krakeelten. Es lenkte ihn zwar ab, aber es störte ihn nicht. Er mochte Kinder, und er wusste, dass es sie nicht ohne Lärm geben konnte.

Nach den Psalmen kam Lecha Dodi. Es gab sicherlich so viele Melodien wie Strophen des Lieds. Seine, die er am liebsten mochte, war schwungvoll und ein bisschen melancholisch. Sie klang am besten, wenn ein paar hohe Stimmen im Kanon mitmachten, wenn sie das *lechah* zogen, so lange sie konnten. »Auf, mein Freund, der Braut entgegen«, sangen sie, »auf, auf. Das Angesicht des Schabbats wollen wir empfangen. Auf, mein Freund, der Braut entgegen, die Königin des Schabbats wollen wir empfangen. Lechah Dodi, likrat kalah, pnei schabbat, nekabelah.«

Es gefiel ihm, dass der Schabbat zur Braut wurde, in deren Arme man floh, und dass das Lied erst durch Frauenstimmen besonders schön werden konnte.

Die Synagoge war voll für einen normalen Sommerabend. Durch das bunte Glas in den Fenstern fiel Sonnenlicht auf die Bima, und ein paar hellblaue Flecken tanzten auf den Seiten seines aufgeschlagenen Gebetbuches. Es roch nach Holzlack und klebrigen Kinderhänden.

Es waren viele Beter da, deren Stimmen er erkannte. In der letzten Strophe wurde er besonders laut, und sie fielen ein. Er fragte sich, ob man sie auf dem Bürgersteig hören konnte und was die Passanten sich dabei dachten.

*

Grandma schob einen Hackbraten in den Ofen. Sie war hässlich geworden, dachte Margarita, kaum Haare auf dem Kopf, nicht nur faltig, sondern fahl. Margarita war sich sicher, da war keine

Liebe, sie liebte diese Frau nicht, sie mochte sie nicht, sie musste hier sein, weil sie fünfzehn war und sich nicht wehren konnte und man hoffte, sie wäre irgendwann dankbar »für die Zeit mit den Großeltern und für die Sprache«, wie Papa sagte. Heute würde sie Grandma zum Einkaufen begleiten müssen. Früher war sie gern mitgekommen. Jetzt fragte sie sich manchmal, ob sie mit Absicht alles hasste; ob die gemeinsamen Autofahrten zum *Hyde Park Produce*, wo es die besten Kirschen und Melonen gab, frischen Spinat und grünen Spargel aus Kalifornien, ihr in Wahrheit Spaß machten, ob sie es, wenn sie ehrlich mit sich wäre, vermissen würde. Im Moment wusste sie nicht, wie das ging, das Ehrlichsein. Sie hoffte, es würde sich irgendwann wieder leichter anfühlen.

Um Margarita die Zeit zu vertreiben, bezahlten die Großeltern ihr teure Ferienkurse an der High School der University of Chicago. Letzten Sommer hatte sie drei Wochen lang einen Kochkurs besucht, was äußerst praktisch gewesen war: Sie hatte dort immer so viel gegessen, dass sie beim Abendessen um 18 Uhr noch satt war. Meistens schlich sie dann später wieder in die Küche, um sich ein Brot zu schmieren oder ein Müsli zu holen. Natürlich hörte die Großmutter sie jedes Mal, sobald sie die Treppe hinunterging, und lief ihr, so schnell es das operierte Knie zuließ, hinterher. »Sweetheart, du hättest etwas sagen sollen! Ich hätte dir doch etwas Feines hingestellt! Ich kann dir Hühnchen aufwärmen oder etwas vom Kugel, den hab ich doch nur für dich gemacht.« Kugel, das waren Nudeln, in Milch im Ofen gekocht wie ein süßer Auflauf. Angeblich etwas ganz Jüdisches. Was genau daran so jüdisch sein sollte, begriff Margarita nicht. Ihr Vater hatte es auch nicht gewusst.

Dieses Jahr gab es den Kochkurs zwar wieder, aber ihre Großeltern fanden, dass einmal gereicht hatte, und so lernte Margarita mit den Töchtern reicher Eltern aus dem Universitätsquartier,

Gedichte zu schreiben oder es zumindest zu versuchen. Sie hatte bis jetzt nur Kurzgeschichten hinbekommen und anschließend Zeilenumbrüche eingefügt, damit sie aussahen wie wahnsinnig lange Gedichte. Die anderen Mädchen fanden es »so interesting«, dass ihr Englisch fehlerhaft war.

Von der Haustür der Großeltern in der Blackstone Avenue bis zum Schulgelände waren es etwa zehn Minuten zu Fuß. Meistens aber ging sie einen Umweg über die 57th Street, in der sich eine Bäckerei befand, wo man eiskalte, köstliche Limonade kaufen konnte und Schokoladencroissants, groß wie ein halbes Baguette. Ihr Vater gab Margarita meist genügend Geld mit, dass sie sich jeden Tag eine Limonade oder ein Croissant leisten konnte. Und Bücher. Wenn sie es gut einteilte, sogar viele, bei *57th Street Books*, wo es Neuerscheinungen gab, die aber teuer waren, oder bei *Powell's*, einem Antiquariat am Ende der Straße, gleich beim gruseligen Bahnhof, der Hyde Park mit dem Rest der Stadt verknüpfte. Dort roch es nach einer Mischung aus fauligem Keller, frischer Wäsche und alten Bänden voll rauer Seiten, so rau, dass man das Gefühl hatte, sie würden sich in Staub verwandeln, wenn man sie zwischen den Fingerspitzen rieb. Hier war sie häufig mit ihrem Vater hingegangen, als sie noch nicht alleine fliegen durfte.

Sobald sie in die Blackstone Avenue einbog, verlangsamten sich ihre Schritte. Manchmal musste sie sich am Geländer der kleinen Treppe vor der Haustür hochziehen wie ihre Großmutter, eine Minute auf die Klingel starren, ehe sie es schaffte, ihre Rufe zu ertragen: »I'm coming, I'm coming«, Sekunden, nachdem die Klingel schrillte, »just a minute now, I'm coming!«

Wenn es gewitterte, nach tagelanger drückender Hitze, lief sie zuerst in den Garten und ließ sich begießen, bis sie bis auf die Unterhose nass war, manchmal bis der Regen endete, der Geruch des Rasens und des breiten Pflasters auf den Bürgerstei-

gen unersetzlich: nach Erde, frisch gewaschenem Stein, sorgsam gepflegten Vorgärten voller duftender Blumen. Ihr Vater hatte einmal gesagt: Es war der Geruch von Reichtum.

Doch heute war Sonntag, Margarita konnte nicht alleine herumlaufen wie nach der Summer School, und die Großmutter wollte am Nachmittag einkaufen gehen. In Chicago ging das nämlich, sonntags einkaufen. Samstags gingen die Großeltern meistens in die Synagoge, und Margarita musste mitkommen und sich in die Wangen kneifen lassen. Also wurde sonntags eingekauft, und Margarita half der Großmutter, Tüten zu tragen. Seit diesem Jahr musste sie ihr auch aus dem Auto heraushelfen.

Die Abläufe im Haus waren strikt: Es gab Frühstück um neun, eine Stunde später als unter der Woche. Dann las der Großvater stundenlang Zeitung, und die Großmutter bereitete das Abendessen vor. Währenddessen lag Margarita bäuchlings auf dem Bett und starrte auf ihr Handy, las ein Buch oder masturbierte, häufig der Reihe nach im 30-Minuten-Takt. Um halb zwei gab es Mittagessen. Nach dem Mittagessen wurde eingekauft: Erst ging es zum *Hyde Park Produce*, und dann zu *Treasure Island*. Alles, was sie besorgten, wurde in den folgenden Tagen verkocht: nicht nur verarbeitet, sondern zu weich gekocht. Die Großmutter schaffte es, die Pfannkuchen außen verbrennen zu lassen, und innen waren sie noch flüssig. Die Lasagneblätter fielen schon auseinander, bevor sie überhaupt in den Ofen kamen. Margaritas Prosagedicht über zu weiche Lasagne hatte im Kurs alle zum Lachen gebracht. Sie hatte sich vor allem für ihren deutschen Akzent geschämt. Dann, auf dem Fußweg nach Hause, hatte sie sich dafür geschämt, dass sie sich kaum für ihre Gemeinheit schämte.

Nun lag sie auf dem Bett und wartete darauf, dass es Mittagessen gab, damit eine weitere Mahlzeit vergehen konnte und ein weiterer Tag ein bisschen näher vor seinem Ende stand. Sie starrte auf eine leere Seite im Notizbuch, dann auf das schwarze